

# Senta Wolfsburg.

Roman von Elsbeth Borchart.

(1. Fortsetzung.)  
Am Schloßhof angelangt, befehlt er, sein Pferd zu fassen, und tritt kurze Zeit darauf zum Thore hinaus. Als er nach mehreren Stunden heimkehrt, noch ganz erfüllt von den neuen Plänen und Anordnungen, da war die arme Waise, die auf hoher See bei neuen Seemännern zubei war, in seinem Gesichtsbilde stehen, längst aus seinen Gedanken und aus seinem Interesse verbannt.

## 2. Kapitel.

Es war Ende März, drei Wochen nach dem Gespräch des Majoratsherrn von Wolfsburg mit seiner Schwester. Senta läßt sich nicht von Sinnen bringen und kündigt die Ankunft des Bräutigams an. Die Sonne schien hell und glückselig, sie kühlte die schwellenden Knospen, was, daß sie aufsprangen und sich zu frischen, grünen Blättern entfalten. Schneeglockchen hoben ihre Köpfe, und die ersten Heiden lugten verstoßen unter ihren Blättern hervor.

Der Frühling war eingezogen und hatte Blüten und Blüthen gebracht. Der Wolfsburg brachte er diesmal eine ganz besondere Blüthe: die kleine, verwaiste Wolfsburgerin, den einzigen Nachkommen des alten, seit Jahrhunderten erkrankten, seit Jahren der Kränklichkeit, die mit Maximilian erlosch.

Was war zur Ankunft dieses Kindes vorbereitet, zwei helle, lustige Zimmer, außer dem daneben liegenden. Zwar hatte Gräfin Karla gegen die Einrückung, die Wärdin in so unmittelbarer Nähe des Kindes einzulassen, Protest erhoben. Sie meinte, diese dienende Person, die in der Familie die Pflichten einer Art Vertrauensstellung eingenommen hatte, würde sich in Bezug auf das Mädchen zu viel herausnehmen, es verhöhnen und verächteln. Doch der Bruder hatte diese Bedenken abgewiesen. Wenn es sich wirklich verhalten sollte, wie Karla gesagt hatte, konnte man später noch immer eine Verbanung vornehmen. Dorkauf, bis sich das Kind an seine neue Umgebung und Verhältnisse gewöhnt hätte, sollte es jedenfalls bei seiner Bestimmung bleiben.

Die Erzieherin und Hausdame, die Gräfin Karla engagiert hatte, war gestern eingetroffen und hatte sich dem Grafen vorgestellt. Fräulein von Rupert stand am Ausgang der Dreifüßler und sah sehr still und imponierend aus. Ihr ernstes, vornehm urteilhaltendes Wesen machte auf Graf Maximilian einen durchaus guten Eindruck; sie schien ihm wie zur Betretung seines Hauses geschaffen, und ihre bereitwillige, anerkennende Zustimmung zu seinen Plänen und Anordnungen ließ ihn zu dieser Wahl beglückwünschen. Sie auf ihren inneren Werth näher zu prüfen, nahm er sich nicht erst die Mühe. Was er bis jetzt von der Dame gesehen und gehört hatte, genügte ihm vollkommen, um sich die Last und Sorge getrost auf ihre Schultern abzuwälzen. Nach seiner Ansicht hatte er schon genug Zeit und Mühe für das Kind des Bruders verwendet.

Fräulein von Rupert hatte mit klugem Verständniß sofort die Art ihrer Stellung hier erkannt und verstanden, was man von ihr begehrte, und sie bemühte sich, dem Rechnung zu tragen. Sie frohlockte innerlich, denn ihre durch Gräfin Karla genährten Erwartungen schienen ihr noch um vieles übertraffen zu sein. Ihre Stellung hier trug ansehnend einen noch viel selbstständigeren Charakter als die beim Grafen Hartenstein, auch was das Honorar bedeutend höher. Ihrem herrschaftlichen, ehrgeizigen Charakter erwuchs hier also das richtige Feld. Sie verstand nicht allein, was in hohen Häusern gefordert wurde, sondern war auch mit allen Schwächen und Fehlern der Vornehmen vertraut und wußte sie geschickt zu ihrem Vortheil auszunutzen. Die Erziehungsmethoden und Grundsätze, die der Graf ihr in einem kurzen, ersten Gespräch auseinandergesetzt hatte, ließ sie darum sänftlich gut und zweckmäßig. Wie weit sie seinen Wünschen Rechnung tragen wollte, mußte sich bei ihr erst aus den näheren Verhältnissen, in die sie am ersten Tage noch nicht eingedrungen war, ergeben, auch mußte sie zuerst den Charakter des ihr anvertrauten Kindes kennen lernen. Gräfin Karla hatte ihr das Wissenswerthe bereits mitgetheilt. Das kleine „Römändchenmädchen“, wie die Gräfin sich ausgedrückt hatte, sollte zu einer Gräfin erzogen und der schädlichen Einwirkung der Mütter so viel wie möglich fern gehalten werden. Die Aufgabe konnte unter Umständen leicht oder schwer sein, je nachdem. Daß sie ihr auf irgend eine für ihre eigene Person vortheilhafte Weise gerecht werden würde, daran zweifelte sie keinen Augenblick.

Sie sollte nun das Mädchen einstellen. Graf Maximilian wollte selbst zur

mit den schwarzen Brauen darüber in seltsamem Gegenlicht. Die Nase war schmal und leicht, kaum merklich gebogen, der Mund klein und tollig; sie gehörte beide nicht in die Familie der Wolfsburg. Nur die Augen und das runde, eigentümliche Kinn verriethen die Abstammung.

Diese Musterung vollzog sich in einer Sekunde. Dann sprach der Graf weiter: „Ich erwartete ein Kind und finde zu meiner Ueberraschung, daß Du bereits erwachsen bist. Du wunderst Dich über meine Annahme? — Wie konnte jener Herr, der Dich von Amerika hierher brachte, mich auch in dem Ferkeln lassen?“ Senta sah ihn mit eigentümlichem Blick an.

„Schreibst Du ihm denn jemals, daß Du in mir ein Kind vermutest?“ Ich las Deine — kurzen Anordnungen, und soviel ich mich erinnere, nannte Du mich darin nie anders als die Tochter des das Kind Deines Bruders. Das „Kind“ fiel weder Onkel Rodenbach noch mir auf, da wir glaubten, daß Du über mein Alter — ungefähr unterrichtet wärst.“

Sie hatte es langsam, ohne Erregung gesprochen. Maximilian aber empfand ein instinktives Unbehagen, ohne sich den Grund im ersten Augenblick klar zu machen. Zunächst berührte es ihn unangenehm, daß Senta jenen Freund Diethelms „Onkel“ genannt hatte. „Wie alt bist Du eigentlich?“ lenkte er ab.

„Ich werde im Juni siebzehn Jahre alt.“ „Also bist Du schon sechzehn Jahre alt. Das hatte ich allerdings nicht erwartet. Ich schätze das Kind meines Bruders auf höchstens zehn bis zwölf Jahre.“ „Hast Du denn nicht die Papiere meines Vaters?“

„Doch — ich habe sie“, erwiderte er, und seine Brauen zogen sich bei dieser zweiten Frage, die wieder wie ein Vorwurf klang, zusammen. „Ich habe sie bisher nicht eingehend geprüft. Doch gleichwohl — rechnen wir mit der Thatsache. Du bist und bleibst Diethelms Tochter, und das genügt.“ Obgleich Maximilian seine Enttäuschung vor dem jungen Mädchen zu verbergen suchte, so war sein Ton doch kühl und fremder, als er wohl beabsichtigt hatte. Senta freilich hatte keinen anderen Empfang erwartet, denn das, was sie aus der Geschichte ihres Vaters wußte; aber des Oheims gänzliche Unkenntniß ihres Alters hatte sie immerhin verlegt; denn sie zeigte ihr, wie wenig Interesse er ihr entgegenbrachte, da er sich nicht einmal die Mühe genommen hatte, die Papiere zu prüfen, die Onkel Rodenbach ihm gesandt hatte. Seine Bereitwilligkeit, ihr auf der Wolfsburg einen Zufluchtsort zu bieten, war darum auch nicht weiter als Pflichtgefühl einem Todten gegenüber. Die Wolfsburgerin nahm es ja so genau mit der Erfüllung starrer Formen. — Und in der Nähe dieses ernsten, kühlen Mannes sollte sie nun leben, sich ihm wohl gar fügen und ihm gehorchen müssen! Das Blut stieg ihr heiß zum Herzen bei dieser Vorstellung. Am liebsten wäre sie sogleich wieder umgetehrt und zu ihren Freunden Rodenbach nach Berlin zurückgegangen. Die waren die einzigen, die sie verstanden, ihr Herzlichkeit und Liebe entgegenbrachten und ihre Absichten und Pläne theilten. Doch vorläufig gab es kein Zurück für sie, das sah sie wohl ein. Sie war trotz ihrer sechzehn Jahre, wohl durch den festen, einigen Verkehr mit dem Vater, gereifter, als es sonst in ihrem Alter der Fall zu sein pflegt. Darum ließ sie sich nicht entmuthigen und durch erste Eindrücke niederdrücken. Sie beschloß, wie sie wollte, die junge Frau zu sein, die sie werden sollte, so lange sie lebte, im Hause ihrer Eltern gewesen war und nach dem Tode der Mutter dem Haushalt vorgefunden hatte. Sie blieb also nicht ganz verlassen und vereinsamt.

Sie wandte sich nach der einfachen Frau, die hinter ihr stand und schon wiederholt respektvoll vor dem „Herrn Grafen“ geknickt hatte, ohne jedoch beachtet worden zu sein, um „Brigitte.“

„Jetzt schen sie endlich auch der Graf zu bemerken.“ „Sie sind die Begleiterin und ehemalige Wärdin der Komtesse?“ fragte er.

„Zu dienen, Herr Graf“ — ein abermaliges Knicken — „mein Name ist Brigitte.“ „Schön — haben Sie den Gepädelschein bei sich?“

„Nein, den verwahrt Senta — wollte sie sagen.“ „Komtesse, von jetzt an, bitte“, schaltete der Graf kurz ein und wandte sich wieder seiner Nichte zu.

Diese war flammendrot geworden, aber sie unterdrückte eine Entregnung und zog den verlangten Gepädelschein hervor.

Graf Maximilian winkte seinem Diener, befehl ihm, das Gepäd zu besorgen, und forberte Senta auf, ihm zum Wagen zu folgen.

Senta winkte Brigitte, die in respektvoller Entfernung folgen wollte, zu sich heran:

„Komte, Brigitte!“ Ohne weiteres sagte sie nach ihrer Hand und hielt die Wiedererlebende mit Gewalt an ihrer Seite fest. Maximilian runzelte die Stirn, doch mochte er diese ostentative Vertraulichkeit seiner Nichte mit der Dienerin nicht. Dafür blieb noch Zeit genug. Bis zum Wagen waren ohnehin nur wenige Schritte. Hier nahm er mit Senta den Fond ein, während Brigitte sich schau und ängstlich auf den Rückhilt setzte, und fort ritt der Wagen nach der Wolfsburg zu.

Die Fahrt wurde ziemlich schwiegsam zurückgelegt. Der Graf fragte hin und wieder nach irgend einer Nebenbächlichkeit, da er aber von dem jungen Mädchen, das angelegentlich die Gegend zu betrachten schien, nur kurze, einsilbige Antworten erhielt, schwieg er und dachte über die soeben gehabte seltsame Ueberraschung nach. Sie war ihm durchaus nicht unangenehm, denn alle seine Pläne und Erziehungsmaßnahmen wurden dadurch über den Haufen geworfen. Die jugendlich kräftige Gestalt neben ihm war, ihrem ganzen, sicheren Auftreten nach zu urtheilen, bereits fertig und sah nicht aus, als ob sie sich jeht noch andere Ansichten und Gewohnheiten einimpfen lassen werde. — Er sah Mißbilligkeiten und Unannehmlichkeiten aller Art voraus und tadelte sich, daß er die Papiere seines Bruders nicht einer eingehenden Prüfung unterzogen hatte. Dann wäre ihm die Ueberraschung erspart geblieben, und er hätte ganz andere Vorbereitungen getroffen und sich vielleicht doch entschlossen, dem Ansuchen seiner Schwester nachzugeben und das Mädchen vorläufig in Pension zu geben.

Das würde freilich nicht dem Wunsch seines Bruders, seinem Kinde auf der Wolfsburg eine Heimath zu geben, entsprechen haben, und darum war es das Beste, es blieb bei seiner Bestimmung, mochten nun daraus Konsequenzen erwachsen oder nicht.

Jedenfalls begriff er nicht, wie er, der stets gründlich und genau alles prüfte, Diethelms Trauhschein hatte achlos fortlegen können. Er hatte wohl damals von Diethelms Vermählung gehört, aber das mußte, seiner Berechnung nach, mehrere Jahre nach derselben zu seinen Ohren gekommen sein. Diethelms Briefe, die wahrscheinlich dessen nähere Familienverhältnisse enthielten, waren stets unbrochen zurückgegangen, und was man erfahren hatte, war auf Umwegen geschehen. Sow ugte er, daß dem Bruder mehrere Kinder gestorben waren, ob dieses letzte übriggebliebene das Älteste oder jüngste war, konnte er nicht wissen. Er ärgerte sich, daß er Senta gegenüber seine gänzliche Unwissenheit an ihres Vaters früherem Geschick verrathen hatte. Ihm vorwurfsvoll erklautes Fragen zeigten ihm genugsam, was sie dabei empfunden hatte.

Auch ihr jetziges hartnäckiges Schweigen schien ein Ausfluß dieser Stimmung zu sein. Er wollte sie aus ihren Betrachtungen wecken.

„Sieh, dort liegt die Wolfsburg, Senta.“ Senta fuhr ein wenig zusammen und blickte auf.

„Die Wolfsburg“, wiederholte sie leise, und ihre Blicke hingen an dem Bilde, das so urplötzlich durch die Biegung des Weges vor ihren Augen aufgelaucht war. Sie waren bisher immer durch dichten Tannenwald, der die Aussicht verperrte, gefahren. Jetzt erst wurde Senta gewahr, welche mächtige Höhe sie erklommen hatten; denn zu beiden Seiten des Weges stiel der Berg steil bis ins Thal ab. Und das Schloß lag in seiner ganzen stolzen Ausdehnung vor ihr, würdig, feudal und alterthümlich der Gesamteindruck und doch der Neuzeit entsprechend wohllich anzusehen mit den hohen Fenstern in der Front, in welchen die Spiegelscheiben glänzten.

Es war schon etwas Dämmerung, darum erschienen ihm die alten, grauen, verwitterten Mauern düster, und ein beklemmendes Gefühl, legte sich um ihr Herz. Das also war die Wolfsburg, dort war ihr Vater geboren worden, dort hatte er als Knabe gespielt, dort hatte er gelebt und gelitten und war schließlich aus ihren Mauern verbannt und verstoßen worden.

Nur noch wenige Minuten, und wir sind da“, sagte der Graf, nachdem er seine Nichte eine Weile schweigend beobachtet hatte.

Senta holte tief Athem.

„Ja“, sagte sie kurz, und es klang wie ein Seufzen.

Der Wagen fuhr in den Schloßhof ein und hielt vor dem Portal. Noch ehe der Diener abgesprungen war, hatte Graf Maximilian den Schlag geöffnet, stieg aus und reichte Senta die Hand.

„Leichtfüßig sprang sie herb.“ Er nahm ihre Hand und führte sie hinein.

„Willkommen auf der Wolfsburg, mein Kind; sie sei Dir fortan Heimath.“ Senta Hand zuckte ein wenig in der Ferne, aber er hielt sie fest und führte sie einer Dame zu, die soeben aus dem obersten Absatz der Treppe erschien und sich anschickte, ihnen entgegenzukommen.

Senta glaubte im ersten Augenblick Tante Karla, ihres Vaters Schwester, von der dieser ihr erzählt hatte, zu sehen, doch wurde sie bald eines anderen belehrt.

„Fräulein von Rupert“, rief Graf Maximilian der Dame zu, „hier bringe ich Ihnen eine Ueberraschung, auf die Sie sowohl wie ich nicht vorbereitet waren. Komtesse Wolfsburg ist eine erwachsene junge Dame und kein Kind mehr. Aber ich empfehle sie trotzdem oder vielmehr gerade deshalb besonders Ihrer Obhut.“

Auf den heißen Wangen des Fräuleins, das sich in ihrer vornehm stolzen Art genähert hatte, spiegelte sich allerdings setundenlang eine Ueberraschung, die auch Enttäuschung sein konnte. Doch sie war an Selbstbeherrschung gewöhnt und zwang ein verbindliches Lächeln auf ihre schmalen Lippen, während sie die Hand nach der des jungen Mädchens ausstreckte.

„Das ist in der That eine Ueberraschung, die Sie uns bereiten, liebe Komtesse, aber eine angenehme, denn ich hoffe, daß wir recht gute Freunde werden.“ So freundlich diese Worte klangen, so war es Senta, als wenn dabei ein Stiesshauer durch ihre Glieder ränne. Der mochte vielleicht von der schmalen, kalten Hand der Dame ausgegangen sein. Aber beeinträchtigte das hochmüthig kalte Gesicht die freundlichen Worten? Senta fand keine Erwidrerung, auch hatte sie noch keine Ahnung, wer die fremde Dame war, und was sie wollte.

„Das ist Fräulein von Rupert, die Repräsentantin meines Schloßes, die zur Erzieherin und Gesellschaftlerin bestimmt, Senta“, stellte der Graf vor. „Ich hoffe, daß Du Dir die Zufriedenheit und das Wohlwollen der Admire erwerben wirst.“

Jetzt wurde Senta ein wenig blaß. Sie verneigte sich leicht, ohne ein Wort zu sprechen.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Jubiläum der Gabel.

Die Gabel, dieses nützliche Instrument, dessen sich bei uns Arm und Reich, Hoch und Niedrig bedient und das uns allen zum Essen unentbehrlich erscheint, könnte in diesem Jahre mit Zug und Recht auch ihren Theil an den vielen Jubiläen beanspruchen, die unsere Zeit sich zu feiern gewöhnt hat. Denn wenn sich hier aus naturgemäß ein ganz bestimmtes Datum auf Tag und Stunde nicht angeben läßt, so darf man doch sagen, daß jeht ziemlich genau zweihundert Jahre vergangen sind, seitdem die Gabel, b. h. die Gabel, in Europa allgemein zur Einführung gelangte. Als Werkzeug zum Aufspießen und Vorlegen der Speisen war die Gabel freilich wohl den meisten Kulturvölkern schon im Alterthume bekannt. Aber zum Essen bedienten sich unsere Vorfahren bis ans Ende des Mittelalters fast ausschließlich jener fünfzähligen Raufgabel, mit der jeder Mensch doppelt begabt ist, — weniger bildlich gesprochen: sie aßen mit den Fingern. Eine vornehme Griechin, die Gemahlin des venetianischen Dogen Domenico Silvio soll im 11. Jahrhundert als erste, wie die Chronisten berichten, die Speisen nicht mit der Hand, sondern mit kleinen zweizähligen goldenen Gabeln zum Munde geführt haben, aber zur Strafe für dieses ungeheuerliche und wider-natürliche Raffinement ward sie, wie man berichtet, von einer schrecklichen Krankheit befallen, die ihren Körper langsam zerstörte. Hier und da begegnen man später in Inventaren, so 1379 in dem Karls V. von Frankreich, der Aufzählungen von gabelähnlichen Gegenständen, aber diese wurden entweder zum Vorlegen oder doch nur für wenige bestimmte Gerichte, so z. B. heiße geröstete Rüschnitze — Vorläufer der heutigen „Wessl Rüschnitze“ — gebraucht, bei denen man sich sonst die Finger verbrannt hätte. Erst 1518 hörte man wieder von der Gabel, und zwar abermalig von Venedig aus. Damals erzählte ein französischer Reisender, Jacques Le Saige, der an einem Male beim Dogen theilgenommen hatte, als eine Wertwürdigkeit, daß die vornehmen Venetianer das Fleisch mit silbernen Gabeln aufspießen, um es zu essen. Und man verstand daher unter „venetianischer Eßweise“ das Essen mit Gabeln. In Venedig machte dann Heinrich III. von Frankreich 1574 auf der Rückkehr von Polen die Bekanntheit dieser neuen Mode und verpflanzte sie an seinen Hof. Vielen galt sie hier noch als eine fremdländische Extrabaganz, ja direkt als ein Symptom der Entartung und Verweichlichung, und ein Zeitgenosse beschrteht voll Spott, wie ungeschicklich die edlen Herren und Damen des Hofes sich anfangs anstellten, namentlich wenn sie so schwierige Speisen, wie Schoten oder Artischocken, mit der ungewohnten Gabel meißern wollten. Lange dauerte es, bis die Gabel, die zuerst ein Privileg der Vornehmen bleiben zu sollen schien, sich auch in den niederen Ständen einbürgerte. Aber es sind Zeugnisse vorhanden, daß dies um das Jahr 1605 zu geschehen begann. Von Frankreich aus unternahm die Gabel dann zu demselben Zeitpunkt ihren Siegeszug nach England und Deutschland.

Sadenbruch